

Klaus Sachs-Hombach

SELBSTBILD UND SELBSTVERSTÄNDNIS

Einige Anmerkungen zur repräsentationalistischen Subjektivitätstheorie

1. EINLEITUNG

Philosophisches Nachdenken hat es – zumindest im Verständnis der analytischen Philosophie – mit Fragen der Klärung und der Rechtfertigung gegebener Begriffe zu tun. Hierbei kann einerseits begriffsfeldintern, andererseits begriffsfeldextern verfahren werden. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen zum kognitionswissenschaftlichen Paradigma möchte ich den Unterschied dieser beiden Arten der Kritik am Beispiel des Begriffs der mentalen Repräsentation skizzieren. Ich werde dazu auf die beiden Aspekte des Selbstbildes und des Selbstverständnisses eingehen. Inwieweit, lautet die generelle Frage, implizieren diese Aspekte eine jeweils unterschiedliche Kritik am Anspruch der Repräsentationstheorie, eine Klärung des Mentalen zu leisten? Mit dem Ausdruck „Selbstbild“ bezeichne ich im folgenden die mehr oder weniger erfolgreich zur Einheit gebrachten Zuschreibungen von Neigungen, Wünschen, Fähigkeiten und Überzeugungen, die jemand hinsichtlich der eigenen Person vornimmt. Mit dem Ausdruck „Selbstverständnis“ ist dagegen die Festlegung subjektiv verbindlicher Vorgaben gemeint, die sich mit dem mehr oder weniger gelungenen Ausgleich an uns gestellter Rollenerwartungen herausbilden und an denen das individuelle Handeln Orientierungsmaßstäbe findet. Der Ausdruck „Selbst“, der in „Selbstbild“ und „Selbstverständnis“ enthalten ist, bezeichnet folglich weder eine Substanz, die wahrgenommen werden könnte, noch einen abstrakten Ichpol, wie er im Ausdruck „Selbstbewußtsein“ angesprochen wird, sondern die Summe von Haltungen, die jemand einnimmt. Bevor ich auf die unterschiedliche Kritik an der Repräsentationstheorie des Mentalen eingehe, die sich mit den Begriffen des Selbstbildes und des Selbstverständnisses verknüpfen läßt, beginne ich mit einigen allgemeinen Bemerkungen zur Kognitionswissenschaft.

Die Kognitionswissenschaft tritt mit dem Anspruch auf, das Programm einer naturwissenschaftlichen Theorie des Geistes verwirklicht zu haben.¹ Gegen den Behaviorismus gewendet, erhält die psychologische Theorie ihre Eigenständigkeit hierbei durch den Bezug auf mentale Begriffe; gegen die introspektive Psychologie gewendet, wird diesen Begriffen aber wissenschaftliche Objektivität zugeschrieben.² Ihren Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, den die Kognitionswissenschaft mit dem sogenannten Computermodell des Geistes erhebt, ist an zwei Grundannahmen geknüpft: Kognitive Prozesse setzen erstens eine Repräsentationsebene voraus, und sie sind zweitens als Informationsverarbeitungen aufzufassen. Die unterstellte Repräsentationsebene ist hierbei, in Analogie zum Computer, als ein interner, subpersonaler ‚Speicher‘ zu verstehen, der bedeutungshafte Symbole oder mentale Repräsentationen enthält.³ Diese Repräsentationen werden zunächst als neurophysiologische Zustände aufgefaßt. Als solche besitzen sie Bedeutung nicht intrinsisch, sondern erhalten sie erst durch die besonderen Funktionszusammenhänge, in denen sie stehen. Deswegen können sie als physische Realisierungen psychischer Zustände gelten: Sie liefern den kognitiven Prozessen die propositionalen Inhalte, auf die sich ein Organismus bezieht, wenn wir ihm intentionale Zustände unterstellen.

Unter dieser Annahme kann der Übergang zwischen verschiedenen psychischen Zuständen als ein Verfahren der Symbolmanipulation beschrieben werden. Ihm liegt ein Regelsystem aus kausalen Generalisierungen zugrunde. Versuchen wir eine beliebige Aufgabe zu lösen, werden auf einer tiefer liegenden Verarbeitungsebene die Daten mit entsprechenden Inferenzregeln

¹ Vgl. zur Geschichte der Kognitionswissenschaft Gardner 1985. Vgl. auch Sachs-Hombach 1993.

² Vgl. z. B. Fodors Verteidigung der Einzelwissenschaften gegen das Konzept der Einheitswissenschaft, an dem sich der Behaviorismus orientierte (Fodor 1975, S. 9–26). Zentral ist hierbei der Begriff der natürlichen Art. Wir fassen in unseren speziellen Wissenschaften Phänomene in bestimmten, uns natürlich erscheinenden Klassen zusammen. Physisch sind diese Klassen sehr heterogen realisiert. Dieses Problem der multiplen Realisierung führt dazu, daß wir in einer Einheitswissenschaft auf unsere üblichen Einteilungen in natürliche Arten verzichten müßten, ohne einen Ersatz auf fundamentalerer Ebene zu erhalten. Selbst wenn angenommen wird, daß Geistiges durch die materielle Grundlage völlig bestimmt sei, bliebe eine Psychologie in intentionalen Begriffen unverzichtbar.

³ Das Gesamtmodell, kognitive Architektur genannt, besteht aus der Verbindung von Speicher, Input/Output-Vorrichtungen und zentraler Verarbeitungseinheit, wobei der Speicher sowohl Verarbeitungsregeln oder Programme als auch Daten enthält. Programme und Daten liefern zwei unterschiedliche Formen des Wissens. Das Regelwissen bleibt als Handlungsanweisung zur kognitiven Verarbeitung der Information im Hintergrund und wird als intern repräsentierte Theorie gedeutet, während sich das Weltwissen aus konkreten Fakten ergibt, die in Form von Überzeugungen in kognitive Prozesse eingehen. Einen knappen Überblick zur kognitiven Architektur geben Simon and Kaplan 1989.

kombiniert. Beurteilen wir etwa einen Satz auf grammatische Richtigkeit, verwenden wir eine implizite Theorie der Sprache, eine Grammatik. Beurteilen wir das Verhalten eines anderen Menschen, greifen wir auf eine implizite psychologische Theorie, eine Alltagspsychologie zurück. Das Computermodell des Geistes⁴, das maßgeblich Fodor aus der funktionalistischen Philosophie und anhand seiner Language-of-Thought-Hypothese⁵ entwickelt hat, läßt sich daher als explizite Theorie einer das Mentale bestimmenden impliziten Theorie verstehen.

Die zahlreiche Kritik am funktionalistischen Repräsentationsbegriff kann nun in eine begriffsfeldexterne und eine begriffsfeldinterne Kritik unterschieden werden.⁶ Die begriffsfeldexterne Kritik bezweifelt, daß der Repräsentationsbegriff zur Beschreibung des Geistes oder zur Lösung des Körper-Geist-Problems⁷ überhaupt brauchbar ist. Vor allem die Schwierigkeit des Funktionalismus, Bedeutung und Intentionalität angemessen zu erfassen, ohne auf Fakten über Umwelt und Spachgemeinschaft zurückzugreifen, sei als ein Beleg seines Scheiterns zu nehmen.⁸ Repräsentationalität und Semantizität bzw. Intentionalität gehören, mit anderen Worten, verschiedenen Begriffsfeldern an, ohne daß plausibel gemacht werden könnte, wie sie aufeinander bezogen sind. Im Unterschied zu dieser begriffsfeldexternen Kritik verbleibt

⁴ Eine Darstellung des Computermodells des Geistes liefert Block 1990. Vgl. zur Geschichte dieses Modells Krämer 1991.

⁵ Die Language-of-Thought-Hypothese besagt, daß kognitive Prozesse elementare Rechenprozeduren sind, die in einer im Gehirn fest installierten logischen Sprache ausgeführt werden. Fodor geht hierbei von unserer intentionalen Beschreibungspraxis aus, erklärt die Probleme kausaler Verursachung, die sich traditionell aus dem fundamentalen Unterschied zwischen den sinnhaften Vorgängen unseres Geistes und den kausalen Prozessen unseres Gehirns ergeben, aber mit Hilfe der Computeranalogie. Der Computer soll paradigmatisch veranschaulichen, wie physische, syntaktische und semantische Aspekte in eindeutiger Weise aufeinander bezogen werden können. Die erstaunlich komplexen kognitiven Phänomene erscheinen nun aufgegliedert in immer feinere und für sich genommen weniger intelligente Elemente, bis schließlich eine Ebene rein mechanischer Funktionen erreicht ist. Es ist hierbei unerheblich, wie die primitiven Prozesse realisiert sind. Der Computertheorie geht es allein um die Funktion und um die Architektur der einzelnen Elemente, nicht um die Eigenschaften der ‚Hardware‘. Insofern ist die Computertheorie des Geistes eine völlig unbiologische Theorie.

⁶ Ich beziehe mich mit dieser Unterscheidung auf Ros 1990, denke allerdings, daß die folgenden Ausarbeitungen sich nur sehr ungenau an seine methodologischen Vorgaben anlehnen.

⁷ Ein immer wieder betontes Merkmal des Funktionalismus ist seine ontologische Neutralität. Es spielt keine Rolle, wie ein psychischer Prozeß materiell realisiert wird. Wichtig ist für die wissenschaftliche Beschreibung allein die funktionale Bestimmung, die abstrakter als die physikalische Beschreibung ist. Eine erste Fassung dieses Ansatzes hatte Putnam unter dem Titel des Turing-Maschinen-Funktionalismus entwickelt. Vgl. z. B. Putnam 1963.

⁸ Vgl. z. B. die Kritik von Putnam 1988, mit der er sich gegen seine eigenen früheren Vorschläge wendet.

die begriffsfeldinterne Kritik innerhalb des kognitionswissenschaftlichen Paradigmas. Sie richtet sich eher gegen den Funktionalismus in seiner Gestalt als empirische computationale Theorie des Geistes. Hier wird durch Differenzierungen und Präzisierungen des Repräsentationsbegriffs eine Lösung der Probleme versucht. Dies will ich nun am Beispiel der Diskussion um das Problem der mentalen Bilder und des Selbstbildes veranschaulichen. Auf eine begriffsfeldexterne Kritik werde ich in einem weiteren Schritt am Beispiel des Selbstverständnisses eingehen.

2. SELBSTBILD UND MENTALES BILD

Die Bilddebatte ist eine Auseinandersetzung innerhalb der kognitiven Psychologie und der Kognitionswissenschaft, die in den 60er Jahren vorwiegend in den USA begann und Fragen der Funktion mentaler Bilder bzw. der Bedeutung des Begriffs des mentalen Bildes zum Thema hatte.⁹ Während die Deskriptionalisten in dieser Diskussion die Ansicht vertraten, daß unser kognitives System Information nur im propositionalen Zustand verarbeite und mentale Bilder (da sie bei Bedarf aus Beschreibungen erzeugt werden) nur einen epiphänomenalen Status besitzen, behaupteten die Piktorialisten, daß es mindestens zwei Repräsentationsformate gebe, ein propositionales und ein piktoriales, und daß letzterem eine mitunter entscheidende Funktion bei bestimmten Problemlösungen zukomme. Ein umfassendes, experimentell gestütztes Modell, das propositionale zugunsten piktorialer Repräsentationen zurückstellt, hatte erstmals Kosslyn vorgestellt.¹⁰ Mentale Bilder werden hier als ‚funktionale‘ Bilder¹¹ aufgefaßt, sie sind also durchaus von materiellen Bildern verschieden, teilen aber wichtige Eigenschaften mit ihnen.¹² Zur Verarbeitung dieser Bilder ist ein visueller Arbeitsspeicher nötig. Sowohl Vorstellen als auch Wahrnehmen laufen über diesen ‚inneren Bildschirm‘ ab.

⁹ Vgl. den Überblick bei Sachs-Hombach 1995.

¹⁰ Vgl. Kosslyn 1980.

¹¹ Der Begriff des funktionalen Bildes relativiert die Ansprüche einer mentalen Bildtheorie. Funktionale Bilder arbeiten so, als hätten sie die Eigenschaften, die das erlebte Bild ausmachen. Der Unterschied zum deskriptionalistischen Standpunkt besteht darin, daß erstens alle Repräsentationselemente auf einer Ebene liegen und zweitens interne Relationen des Objektes mit den Relationen der Speicherungsstrukturgleich sind.

¹² Z. B. die Räumlichkeit. Dies ist so zu verstehen, daß mentale Bilder räumliche Informationen ‚direkt‘ enthalten, so daß Prozesse, die mentale Bilder verwenden, an dem Bildmedium selbst, nicht an Beschreibungen oder Interpretationen, ausgeführt werden müssen. Michael Tye hat einen Ansatz entwickelt, der den Deskriptionalisten entgegenkommt. Er spricht von interpretierten Symbolanordnungen. Vgl. Tye 1991, S. 90f.

Die Debatte um die mentalen Bilder ist auf sehr verschiedenen Ebenen geführt worden. Die Piktorialisten lassen hierbei ganz grob zwei Strategien zur Verteidigung erkennen: Es wird entweder darauf hingewiesen, daß die strenge Übertragung der Eigenschaften materieller Bilder auf mentale Bilder unzulässig ist, denn niemand behauptet, daß es im Gehirn Bilder im engen Sinn gibt. Oder es wird gezeigt, daß der Ausschluß piktorialer Repräsentationen sich aus problematischen metatheoretischen Annahmen ergibt. Beides läßt sich am sogenannten Mind's-Eye-Argument verdeutlichen. Das Mind's-Eye-Argument besagt, daß die Annahme piktorialer Repräsentationen die weitere Annahme eines inneren Auges erfordere, das diese Repräsentationen wahrnehme, daß damit aber ein unendlicher Regreß beginne. Eine Kritik dieses Arguments könnte nun nach der ersten Strategie bestreiten, daß mentale Bilder wie Bilder im engeren Sinn aufzufassen seien. Sie könnte aber auch nach der zweiten Strategie darauf hinweisen, daß sich das Problem der Interpretation mentaler Repräsentationen gleichermaßen für die propositionalen Repräsentationen stelle, so daß ein Verweis auf diese Probleme also den Streit, um den es geht, gar nicht entscheiden kann.¹³

Diese Sachlage erzeugt mitunter den Eindruck, daß piktoriale Repräsentationen nur deshalb ausgeschlossen werden sollen, weil sie die Forderung an eine klare syntaktische Struktur nicht erfüllen.¹⁴ Sie scheinen mit der neurobiologischen Implementierungsebene, deren Beschreibung nomologisch (anhand von Naturgesetzen) erfolgt, zusammenzufallen und eine Beschreibung auf funktionaler Ebene nicht zu erlauben.¹⁵ Eine Anbindung an die nomologische Ebene gehört zwar wesentlich auch zum klassischen Computermodell des Geistes, dort macht es aber Sinn, durch entsprechende Algo-

¹³ Auch die deskriptionalistische Theorie mentaler Bilder, lautet der Gegeneinwand, muß begrifflich machen können, wie Repräsentationen ‚gelesen‘ und ‚interpretiert‘ werden. Daß diese Repräsentationen satzartig sind, beseitigt das Problem nicht. Piktorialisten können also auf ähnliche Antworten zurückgreifen wie Deskriptionisten.

¹⁴ Genau dies, die Auflösung eines engen Repräsentationsbegriffs mit klaren syntaktischen Strukturen, ist für Pylyshyn ein wesentlicher Kritikpunkt. Vgl. Pylyshyn 1981. Siehe zu diesem und weiteren Vorwürfen auch Schumacher 1997.

¹⁵ Hier ist es hilfreich, näher auf den Begriff des primitiven Prozessorseinzugehen. Ein primitiver Prozessor zeichnet sich dadurch aus, daß er nur nomologisch beschrieben werden kann. Fragen wir etwa, wie eine Maschine multipliziert, ließe sich noch auf der Programmebene antworten: Indem sie entsprechend häufig die eine Zahl zu sich selbst addiert. Auf die Frage, wie die Maschine addiert, kann aber nur noch mit Verweis auf die z. B. elektronischen Mechanismen geantwortet werden. Diese Ebene liegt der Programmebene zugrunde und ließe sich auf sehr unterschiedliche Weisen realisieren. Weil die einzelnen Prozesse hier nach den in der Hardware fest installierten Vorgaben ablaufen, brauchen wir keine weiteren ‚Augen‘ anzunehmen, um die Informationsverarbeitung verständlich zu finden. Vgl. hierzu Block 1983.

rithmen eine funktionale Beschreibung zu geben, die zwischen intentionaler und nomologischer Ebene liegt und am Vorbild einer digital aufgebauten und seriell verfahrenen Rechnerarchitektur orientiert ist. Im Unterschied hierzu scheint eine Theorie mentaler Bilder höchstens mit den im Konnektionismus ausgebildeten Annahmen vereinbar zu sein, die von dynamischen Netzwerkeigenschaften und komplexen Aktivitätsmustern ausgehen.¹⁶

Trotz dieser Besonderheiten mentaler Bilder halten die Piktorialisten jedoch daran fest, daß zum einen mentale Bilder eine kausale Rolle innerhalb des Kognitiven besitzen und daß zum anderen Prozesse an oder mit mentalen Bildern auch funktional beschrieben werden können. Gegen die klassische Repräsentationstheorie gerichtet, beanspruchen sie daher, mit der Theorie mentaler Bilder (etwa im Rahmen der Prototypentheorie oder der Theorie mentaler Modelle) eine berechtigte Erweiterung des Begriffs der mentalen Repräsentation zu liefern. Eine Kritik an der funktionalistischen Sicht der Kognitionswissenschaft ist dies allerdings nur insofern, als von ihr eine differenziertere Sicht auf die komplexeren Phänomene des menschlichen Verhaltens gefordert wird, keine prinzipiell andere.

Ein solches komplexeres Phänomen ist sicherlich die Fähigkeit, sich zu sich selbst zu verhalten und hierbei eine Vorstellung und Einschätzung der je individuellen Person zu entwickeln. Das Ergebnis einer solchen Einschätzung wird umgangssprachlich als „Selbstbild“ bezeichnet und soll im folgenden zur Veranschaulichung der begriffsfeldinternen Kritik der Repräsentationstheorie dienen. Im Rahmen der piktorialistischen Position ließe sich fordern, die Erklärung dieses Phänomens entsprechend zu differenzieren. Zwar ist das Selbstbild sicherlich nicht in dem Sinne ein Bild vom Selbst, wie etwa eine Fotografie das Bild von einem Haus sein kann. Und dies nicht nur, weil das Selbst nicht als Gegenstand aufgefaßt werden sollte, sondern ebenfalls, weil das Selbstbild durchaus Überzeugungen, propositionale Elemente also, enthält. Obwohl das Selbstbild folglich kein Bild im üblichen Sinn ist, reden wir, meine ich, mit Recht vom *Selbstbild*. Dies zeigt sich an den Eigenschaften, die wir dem Selbstbild zuschreiben: zunächst sein Verweisungscharakter und seine Perspektivität, vor allem aber die bildtypischen Momente seiner Totalität und seiner besonderen Gestalt.

Einen Verweisungscharakter besitzt das Selbstbild, insofern es bestimmte Eigenschaften und Fähigkeiten repräsentiert. Sonst wäre eine Fehleinschätzung, bei der irrtümlich bestimmte Eigenschaften repräsentiert werden, nicht möglich. Perspektivisch ist das Selbstbild, weil es einen Bewertungsstandpunkt vorausgesetzt, von dem aus wir uns selbst betrachten und darstellen. Das Selbstbildes ist außerdem mit dem Anspruch verbunden, vollständig

¹⁶ Vgl. hierzu Rollings 1989, S. 12.

oder, besser, exemplarisch zu sein. Es wird nicht als Darstellung *irgendeines* Aspektes, sondern aller relevanten Aspekte aufgefaßt. Diese Aspekte sind schließlich in besonderer Weise verbunden. Die Relevanz der ausgewählten Merkmale und die Gestalt ihres Zusammenhangs lassen das Selbstbild als die ‚Idee‘ erscheinen, die jemand in seiner individuellen Existenz am Werke sieht. Im Selbstbild zeigt sich die mehr oder weniger gelungene Verbindung und Formung einer ausgewählten Menge von Zuschreibungen zu einer individuellen Gestalt. Das Selbstbild ergibt sich also daraus, welche Neigungen, Wünsche, Fähigkeiten und Überzeugungen jemand der eigenen Person als wesentlich zuschreibt und wie er ihr Verhältnis zueinander einschätzt.

Der Grund, daß wir den beschriebenen Sachverhalt mit Recht als *Selbstbild* ansprechen, scheint mir darin zu liegen, daß die Eigenschaft, ein Bild zu sein, keine intrinsische Eigenschaft eines Gegenstandes ist, sondern sich erst aus der Einordnung in ein entsprechendes Zeichensystem ergibt.¹⁷ Dieser Auffassung zufolge läßt sich ein Text (oder eine beliebige andere Repräsentationsform) bei entsprechender Verwendung als Bild rezipieren.¹⁸ Selbst wenn sich das Selbstbild lediglich aus Überzeugungen zusammensetzt, bleibt es deshalb theoretisch konsistent, ihm eine bildliche Qualität zuzuschreiben. Das Selbstbild wird in dieser Weise als mentales Modell aufgefaßt, das im Rahmen der Repräsentationstheorie propositionale und piktoriale Elemente integriert. Etwas anders verhält es sich mit dem Selbstverständnis.

3. SELBSTVERSTÄNDNIS VERSUS SELBSTBEWUSSTSEIN

Damit komme ich zu meiner Skizze einer begriffsfeldexternen Kritik. Hierzu möchte ich zunächst die Begriffe des Selbstbewußtseins und des Selbstverständnisses unterscheiden. Anders als das Selbstbewußtsein, das in der Philosophie vor allem mit einem abstrakten Personenbegriff verknüpft wird, ist das Selbstverständnis auf die individuell erlebte Einheit von Denken, Wollen, Fühlen und Erleben bezogen. Der Ausdruck „Selbst“ meint innerhalb von „Selbstbewußtsein“ also einen abstrakten Ichpol, innerhalb von „Selbstverständnis“ dagegen ein Konstrukt mit handlungsrelevantem Charakter, das gleichsam den Rahmen aller möglichen Handlungen entwirft.¹⁹ Diese

¹⁷ Ich orientiere mich hier an Goodman 1976, S. 209 ff.

¹⁸ Dies ist nicht im Sinne einer metaphorischen Bildlichkeit der Sprache gemeint. Ich folge hier den Ausführungen Goodmans in *Languages of Art*. Vgl. aber auch den interessanten Versuch von Danto, die Darstellung neben der Beschreibung als eine bildhafte Grundfunktion der Sprache aufzufassen. Vgl. Danto 1995, S. 125 ff.

¹⁹ Der Begriff des Selbst wird in der Philosophie oft gleichbedeutend mit dem Begriff des Ich

Unterscheidung zwischen Selbst und Ich ist besonders in der Lebensphilosophie betont worden.²⁰ Nietzsche etwa wertete das Selbst, das er tendenziell mit dem Leib identifizierte, gegenüber dem Ich auf. Unter dem Titel des „zuständlichen Bewußtseins“ wirkte diese Konzeption in Diltheys Wissenschaftstheorie weiter.²¹ Sie ist ebenfalls in der Transformation wirksam, die Heidegger an der Husserlschen Phänomenologie vorgenommen hat und auf die sich nicht zufällig viele Kritiker des klassischen Paradigmas der Kognitionswissenschaft berufen.²² Mit dem Begriff des Selbst wird danach eine präreflexive Ebene des Bewußtseins angesprochen, deren Annahme, etwa nach Sartre, helfe, den unendlichen Regreß zu vermeiden, in den die traditionellen Reflexionstheorien des Selbstbewußtseins geraten.²³ Nach der Fassung, die Mead dieser Unterscheidung in seiner Sozialphilosophie gegeben hat und an der ich mich orientiere, ist das Selbst Ergebnis eines Sozialisationsprozesses, in dem unterschiedliche Rollenerwartungen internalisiert und verschmolzen worden sind.

Das Verständnis nun, dem es um das eigene Selbst geht, unterscheidet sich insofern vom Selbstbild, als es nicht einfach als Darstellung eines Zustandes zu verstehen ist, sondern als Auffassung dessen, was jemand sein will. Eine solche Auffassung ist normativ und handlungsleitend. Sie fließt auch in die Überprüfung des Selbstbildes ein und steuert den kognitiven Ausgleich der Rollenerwartungen. Die Überprüfung des Selbstbildes anhand des Selbstverständnisses ist daher kein reiner Erkenntnisprozeß. Das Selbstverständnis mag zwar von gewissen Überzeugungen hinsichtlich der eigenen Fähigkeiten und Wunschvorstellungen ausgehen, es kann sich aber prinzipiell nicht als Täuschung erweisen, denn es geht ihm gar nicht um ein Faktenwissen, das sich natürlich wie jedes Wissen als falsch erweisen könnte. Selbst wenn wir unser Selbstverständnis aufgeben, wird man nicht sagen wollen, daß es falsch

verwendet, das die neuzeitliche Subjekttheorie als substantiellen Einheitspunkt konzipiert hatte. Der Ausdruck „Selbstbewußtsein“ referiert auf dieses Ich; der Ausdruck „Ichbewußtsein“ ist dagegen weniger in der Philosophie als in der Psychologie gebräuchlich und wird dort als Vorstellung der eigenen Einheit, Identität und Aktivität dem Gegenstandsbewußtsein gegenübergestellt.

²⁰ Bei Schopenhauer bezeichnet der Begriff des Selbst den Inbegriff der voluntativen Akte, Kierkegaard wendet sich mit ihm gegen die Reflexionsphilosophie, Nietzsche identifiziert mit dem Selbst schließlich den Leib. Bei Dilthey ist der Selbstbegriff im Modus des zuständlichen Bewußtseins als Einheit von Denken, Fühlen, Wollen und Erleben zentral. Auch in Sartres Unterscheidung von Ich (Je) als Bezugspunkt und Selbst (Moi) als Gesamt der materialen Inhalte ist er wesentlich. Vgl. Gethmann 1995, S. 752 ff.

²¹ Vgl. hierzu besonders Fellmann 1993, 229 ff.

²² Bekannt sind Dreyfus 1972 oder Winograd und Flores 1986. Vgl. aber auch Leidlmair 1990 oder Kurthen 1994, S. 87 ff.

²³ Den Ansatz Sartres hat insbesondere Frank 1991 verteidigt.

war, sondern höchstens, daß es sich als unbrauchbar, als nicht einlösbar oder auch als zerstörerisch erwiesen hat. Das Selbstverständnis enthält, anders gesagt, wesentlich eine normative Dimension. Wie sich jemand versteht, sagt in erster Linie etwas darüber aus, an welchen Normen und Werten er sein Handeln orientieren will. Insofern Normen und Werte sich immer auf ein Sollen beziehen, können sie durch Fakten schwerlich widerlegt werden. Dies ist einer der Gründe, warum das Selbst nicht im Sinne einer wahrnehmbaren Substanz verstanden werden sollte; es bildet sich erst in Folge eines am ehesten noch ethisch zu nennenden Selbstverhältnisses heraus, das dem zukünftigen Verhalten als Richtlinie zugrunde liegt.

Die Fassung, die Mead dem Begriff des Selbst gegeben hat, setzt die mehr oder weniger differenzierte Wahrnehmung und Auseinandersetzung und vor allem den mehr oder weniger gelungenen Ausgleich an uns gestellter normativer Erwartungen voraus.²⁴ Das Selbstverständnis ist dann der verinnerlichte kognitive Ausgleich der wahrgenommenen, mitunter widersprüchlichen Rollenerwartungen und motiviert die weitere Individuierung und Selbstrealisierung. Es ist daher keine feste Größe, sondern das Ergebnis einer sozialen Interaktion. In irgendeiner Form benötigt das Subjekt hierzu eine fremde Sicht bzw. Einschätzung des eigenen Verhaltens. Es sind nach dieser von Mead entwickelten Auffassung bereits Gesten des Anderen hinreichend, sofern sie als Kommentare des eigenen Verhaltens bewertet werden.

Diese Aufwertung des Selbstverständnisses gegenüber dem Selbstbewußtsein ist eine Kritik an der klassischen Reflexionstheorie. Sie stellt dem abstrakten Ichbegriff den Begriff eines intersubjektiv konstituierten Selbst gegenüber, das sich seiner Identität im Prozeß der eigenen Lebensgeschichte immer wieder vergewissern muß. Ein solcher Prozeß soll wesentlich Interaktion, nicht Reflexion sein. Vor allem soll er nicht als Wahrnehmungsprozeß gedacht werden, wie dies klassische Theorien mit der Rede vom inneren Sinn nahegelegt haben, sondern als unmittelbarer Handlungsvollzug. Das in dieser Weise beschriebene Phänomen des Selbstverständnisses kann als Ausgangspunkt für eine begriffsfeldexterne Kritik des Repräsentationsbegriffs verwendet werden. Es verweist auf das Begriffsfeld des sozialen Handelns, das in diesem Fall den Rahmen für den Repräsentationsbegriff liefert. Damit wird eine Repräsentationstheorie nicht ausgeschlossen, aber auf eine handlungstheoretische Fundierung verwiesen.

²⁴ Vgl. Mead 1934, 46ff. Siehe als Überblick auch die Darstellung von Tugendhat 1979, S. 245ff sowie Habermas 1992, S. 209ff.

4. REPRÄSENTATION UND HANDLUNG

Das traditionelle funktionalistische Paradigma der Kognitionswissenschaft geht, wie ausgeführt, von einem engen Repräsentationsbegriff aus und nimmt eine von der Implementierungsebene unabhängige Ebene der funktionalen Beschreibung an.²⁵ Eine Art, dieses Modell zu kritisieren, bestand meinen Ausführungen zufolge darin, die Annahme verschiedener Arten der Repräsentation und ihrer Verarbeitung stark zu machen. Diese Art Kritik intendierte, zu einer besseren Erklärung der empirischen Befunde zu gelangen, als sie das propositionale Repräsentationsmodell ermöglichte. Eine solche Einführung weiterer Repräsentationsbegriffe verwarf das propositionale Modell allerdings nicht, sondern differenzierte es. Zugleich führte es zu einer verstärkten Berücksichtigung der Aspekte der Selbstorganisation und der Kontextgebundenheit, durch die wiederum die Implementierungsebene größere Bedeutung bei der Ausarbeitung der kognitiven Architekturen erhielt.²⁶ Die neurobiologischen Kenntnisse sollten wichtige empirische Beschränkungen liefern, um so begründet zu bestimmen, wie der Repräsentationsbegriff konkret aufzufassen ist bzw. welche Repräsentationsformate er sinnvollerweise ein- oder ausschließen sollte. Ich habe das eine begriffsfeldinterne Klärung bzw. Kritik genannt.

Gegen das repräsentationstheoretische Paradigma läßt sich aber auch einwenden, daß es den Handlungsrahmen vernachlässige, innerhalb dessen die entsprechenden Prozesse ablaufen und Bedeutung erhalten. Am Beispiel des Begriffs des Selbstverständnisses habe ich ein Phänomen skizzieren wollen, daß prinzipiell auf einen solchen sozialen Handlungskontext angewiesen bleibt, der als Bedingung oder Grundlage jeder Selbstrepräsentation gelten muß. Der handlungstheoretische Ausgangspunkt übernimmt also die Aufgabe, einen höherstufigen Prozeß zu fundieren. Dies ist insofern eine begriffsfeldexterne Aufgabe, als der Begriff eines psychischen Phänomens damit einem ganz anderen Begriffsfeld zugeordnet wird, und zwar einem Begriffsfeld, in dem nicht der Repräsentationsbegriff, sondern der Handlungsbegriff zentral ist. Die Begriffe des Selbstverständnisses und des sozialen Handelns, so die Behauptung, verweisen aufeinander; der Begriff des Selbstverständnis-

²⁵ Trotz dieser angenommenen Unabhängigkeit läßt sich feststellen, daß das klassische Paradigma oft nur mit einem ganz bestimmten neurobiologischen Modell verbunden wurde, paradigmatisch etwa durch Barlows Theorie der „Großmutterzellen“ veranschaulicht.

²⁶ Damit entstand das „subsymbolische Paradigma“, das einen Bereich postuliert, der „zwar über der biologischen Ebene liegt, aber ihr dennoch näher ist als die Ebene der Symbole des Kognitivismus.“ Varela 1990, S. 79.

ses sollte, anders gesagt, nur so verwendet werden, daß er zugleich eine spezifische Form des sozialen Miteinanders meint.

Auf diesen Unterschied von begriffsfeldinternen und begriffsfeldexternen Klärungen habe ich hingewiesen, weil sie ganz unterschiedliche Begründungsverfahren fordern. Die begriffsfeldinternen Klärungen sind lediglich Auslegungen eines bestehenden Theorierahmens. Sie müssen natürlich logische Konsistenz und Kohärenz aufweisen, die sich eventuell durch die neurobiologischen Fakten der Implementierungsebene bestätigen oder als fraglich erweisen. Die begriffsfeldexterne Klärung erfordert im Unterschied hierzu aber vor allem die rationale Begründung, warum Begriffsfelder verbunden werden sollten und wie man in einsichtiger Weise von einem Begriffsfeld zum anderen kommen kann. Zur Klärung des Begriffs des Selbstverständnisses müßte, so sollte meine viel zu knappe Skizze andeuten, in erster Linie der Zusammenhang zum Begriffsfeld der sozialen Handlung rekonstruiert werden, ungeachtet der Brauchbarkeit, die der Repräsentationsbegriff im kognitionswissenschaftlichen Paradigma besitzt.

Literatur

- Block, Ned, 1978, Troubles with Functionalism. In: C. W. Savage (Hrsg.), *Perception and Cognition. Issues in the Foundation of Psychology*, Minnesota Studies in the Philosophy of Science, Vol. 9, S. 261–325.
- Block, Ned (Hrsg.), 1981, *Imagery*, Cambridge (MA): MIT Press.
- Block, Ned, 1983, Mental Pictures and Cognitive Science. *Philosophical Review*, 92, S. 499–541.
- Block, Ned, 1990, The Computer Model of the Mind. In: D. N. Osherson and E. E. Smith: *Thinking. An Invitation to Cognitive Science*, Vol. 3, Cambridge (MA): MIT Press.
- Danto, Arthur C., 1995, Abbildung und Beschreibung. In: *Was ist ein Bild?*, hrsg. von G. Boehm, München: Fink, S. 125–147.
- Dennett, Daniel C., 1978, *Brainstorms: Philosophical Essays on Mind and Psychology*, Montgometry (Vt): Bradford Books.
- Dennett, Daniel, 1987, *The Intentional Stance*, Cambridge (MA): MIT Press.
- Dreyfus, Hubert L., 1972, *What Computers can't do – The Limits of Artificial Intelligence*, New York: Harper & Row.
- Fellmann, Ferdinand, 1993, *Lebensphilosophie. Elemente einer Theorie der Selbsterfahrung*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Fodor, Jerry, 1975, *The Language of Thought*, Hassocks, Sussex: Th. Y. Crowell.
- Frank, Manfred, 1991, Subjektivität und Individualität. In: *Selbstbewußtsein und Selbsterkenntnis. Essays zur analytischen Philosophie der Subjektivität*, Stuttgart: Reclam.
- Gardner, Howard, 1985, *The Mind's New Science. A History of the Cognitive Revolution*, New York: Basic Books (dt: *Dem Denken auf der Spur*, Stuttgart: Klett 1989).
- Gethmann, Carl Friedrich, 1995, Artikel „Selbst“. In: *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*, hrsg. von J. Mittelstraß, Bd. 3, S. 752–755.

- Goodman, Nelson, 1976, *Languages of Art. An Approach to a Theory of Symbols*, Second Edition, Indianapolis: Hackett (dt: Sprachen der Kunst, übersetzt von B. Philippi, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1995).
- Habermas, Jürgen, 1992, Individuierung durch Vergesellschaftung. Zu Georg Herbert Meads Theorie der Subjektivität. In: ders., *Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Kosslyn, Stephen M., 1980, *Image and Mind*, Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Krämer, Sybille, 1991, Denken als Rechenprozedur: Zur Genese eines kognitionswissenschaftlichen Paradigmas. *Kognitionswissenschaft* 2, S. 1–10.
- Kurthen, Michael, 1994, *Hermeneutische Kognitionswissenschaft. Die Krise der Orthodoxie*, Bonn: Dje Verlag.
- Leidlmair, Karl, 1990, *Künstliche Intelligenz und Heidegger. Über den Zwiespalt zwischen Natur und Geist*, München: Fink.
- Mead, George H., 1934, *Mind, Self, and Society. From the standpoint of a social behaviorist*, Chicago (dt: Geist, Identität und Gesellschaft, übersetzt von U. Pacher, Frankfurt/Main: Suhrkamp 9 1993).
- Putnam, Hilary, 1963, Brains and Behavior. In: *Philosophical Papers* 2, 25–41, Cambridge: Cambridge University Press 1975.
- Putnam, Hilary, 1988, *Repräsentation und Realität*, Frankfurt: Suhrkamp 1991.
- Pylyshyn, Zenon W., 1981, The Imagery Debate: Analogue Media versus Tacit Knowledge, *Psychological Review*, 87, S. 16–45.
- Rollings, Mark, 1989, *Mental Imagery. On the Limits of Cognitive Science*, New Haven: Yale University Press.
- Ros, Arno, 1990, *Begründung und Begriff. Wandlungen des Verständnisses begrifflicher Argumentationen*, Bd. III: Moderne, Hamburg: Meiner.
- Sachs-Hombach, Klaus, 1993, Der Geist als Maschine – Herbarts Grundlegung der naturwissenschaftlichen Psychologie. In: Maas, J. (Hrsg.): *Das sichtbare Denken. Modelle und Modellhaftigkeit in der Philosophie und den Wissenschaften*, Amsterdam/Atlanta: Rodopi 1993, S. 91–111.
- Sachs-Hombach, Klaus, 1995, Die Bilddiskussion. Eine historische Einführung. In: ders.: *Bilder im Geiste. Zur kognitiven und erkenntnistheoretischen Funktion piktorialer Repräsentationen*, Amsterdam/Atlanta: Rodopi 1995, S. 7–18.
- Schumacher, Ralph, 1997, Philosophische Theorien mentaler Repräsentation. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* Jg. 5.
- Simon, Herbert A. and Craig A. Kaplan, 1989, Foundations of Cognitive Science. In: Michael I. Posner (Hrsg.), *Foundations of Cognitive Science*, Cambridge: MIT Press, S. 1–46.
- Tugendhat, Ernst, 1979, *Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung. Sprachanalytische Interpretationen*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Tye, Michael, 1991, *The Imagery Debate*, Cambridge (MA): MIT Press.
- Varela, Francisco J., 1990, *Kognitionswissenschaft – Kognitionstechnik. Eine Skizze aktueller Perspektiven*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Winograd, Terry and Fernando Flores, 1986, *Understanding Computers and Cognition*, Norwood (N.J.): Ablex.